

Werk

Titel: Von O Pien Ting nach Ma Pien Ting durchs Lololand

Autor: Weiß

Ort: Berlin

Jahr: 1915

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1915 | LOG_0034

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Von O Pien Ting nach Ma Pien Ting durchs Lololand.

Von Frau Konsul Weiß, Chengtufu (China).

Im November 1913 hatten wir den Entschluß gefaßt, einen Streifzug in das Lololand zwischen dem Yangtse und Tungfluß zu machen, und da die chinesische Regierung Fremden das Eindringen in dieses nur halb unterworfenen Gebiet, dessen Grenzen sie aber eifersüchtig bewacht, nicht gestattet, waren wir ganz plötzlich und heimlich mit wenig Gepäck und wenig Dienerschaft von Chengtu Tag und Nacht nach Kiating stromabwärts gefahren, und von da auf kleinen Wegen, Distrikstädte möglichst vermeidend, am Südfuße des Omei vorbei über den Drachensee Lung Che Chang nach Sha Ping am Tungfluß gereist. Von hier ist es bloss noch zwei Tagereisen bis zur Grenze des eigentlichen, das heißt von den Chinesen politisch so gut wie ganz unabhängigen Lologebiets.

Von Sha Ping steigt der Weg steil in die Berge hinan, tief unten in enger Felsenschlucht rauscht der Tung, den wir bald rechts liegen lassen, um auf hohem Bergeskamm nach Südosten einzubiegen. Hohes graues Gestrüpp, zwischen dem immer wieder die blutroten Beeren des Weißdorns verführerisch leuchten, bedeckt die Berge, dazwischen einige armselige Maisfelder, denn der rauhe Kalkstein eignet sich nicht überall zum Ackerbau. Die Bauernhäuser haben alle hohe weiße Wachttürme, die lebhaft an die noch gar nicht so lange ausgebliebenen Loloüberfälle auf friedliche chinesische Ansiedler erinnern. Wir gingen langsam den steilen Weg hinan, als dicht am Gipfel unsere vorausgelaufenen Hunde wütend anslugen. So schnell es ging, eilten wir ihnen nach und sahen vor dem Häuschen auf dem Gipfel zwei Gestalten in dicken, faltigen Ponchos sitzen, regungslos wie zwei Statuen. Die ersten Lolos. Zwei arme Hörige, die auf einem kleinen Streifzug in chinesisches Gebiet begriffen sind. Auf dem Rücken tragen sie ein kleines Netz mit ein paar Momos (Maiskuchen), ihren Proviant. Sie rührten sich nicht, als sie uns sahen, obgleich sie wohl noch

erstaunter waren als wir, denn Fremde pflegen sich nicht in dieses Gebiet zu versteigen. Mit finsternen Mienen blickten sie uns an und wurden erst etwas zugänglicher, als wir ihnen ein kleines Geldstück hinwarfen. Es waren die ersten, die sich ahnungslos auf die photographische Platte bannen ließen. In zwei Stunden erreichten wir Hun Hua Chi, wo uns, wie verabredet, unser chinesischer Helfer erwartete. Die Nachrichten waren gut. Alles war mit den Lolos ohne Wissen der chinesischen Behörden verabredet, Pielu, der Lolofürst vom Stamm der Wu Pao Chia, durch dessen Gebiet wir ziehen wollten, war gewillt, uns gegen ein entsprechendes Geschenk aufzunehmen und hatte uns seinen eigenen Sohn als Bürgen entgeschickt. Wir gehen mit Ma, unserm chinesischen Freund, der ein Sohn eines früher hier an der Grenze stationierten Offiziers ist und daher Beziehung zu den dort sitzenden Lolos hat, hinunter ins kleine Wirtshaus. Und wirklich sehen wir dort sechs Lolos, stolz und stumm inmitten einer lauten uns nachdrängenden chinesischen Volksmenge. Auf dem Kopf tragen sie wie ein Barret mit Federstutz den merkwürdigen Turban mit dem kunstvoll gedrehtem Horn, oder dem pfeilgleich aufgerichteten Tuchzipfel. Um die Schultern haben sie einen faltigen Umhang aus dickem Filz, aus dem unten die nackten, schwarzbraunen Beine hervorschauen. Sie begrüßen uns nicht bei unserem Eintreten, sondern sehen uns ruhig, beinahe finster an. Als wir ihnen nach hastig eingenommenem Mahl eine kleine leere Flasche schenken, lassen sie diese interessiert, aber ohne dabei ein Wort zu reden, von Hand zu Hand gehen. Ma zeigt uns den „Hei kutou“ (Schwarzknochen), so nennt sich die Adelsklasse bei den Lolos, des Fürsten Pielus Sohn, genannt Chi Chi. Er überragt seine Leibeigenen um einen guten Kopf, hat eine selten schöne, tannenschlanke und doch kräftig entwickelte Figur, und einen wohl proportionierten Kopf. Sein Gesicht hat noch etwas jugendlich Weiches, beinah Mädchenhaftes mit den schönen, rotbräunlichen Farben, und nur seine großen verwegen blickenden Augen und der trotzige Mund stehen im merkwürdigen Kontrast dazu.

Es ist vielleicht hier am Platze, ein paar kurze Worte über die Lolos im allgemeinen zu sagen. Leider ist es nur wenig, was man bis jetzt über sie und ihre Herkunft erfahren hat, auch die chinesischen Chroniken schweigen sich darüber aus. Es ist überhaupt vor uns nur zwei fremden Expeditionen vor drei Jahren gelungen, bei ihnen einzudringen. Die erste war von d'Ollone geleitet, einem französischen Offizier, dem es hauptsächlich durch die Hilfe der katholischen Mission gelang, einzudringen, und das Land in gerader Richtung bis an den Yangtse zu durchqueren. Der zweite, ein Engländer Namens Brooke, wurde bei einer ähnlichen Durchquerung von den Lolos erschlagen. Auf seine tragische Geschichte komme ich später noch zurück. Leider sind d'Ollones wissenschaftliche Forschungen,

die er auf dieser Reise angestellt hat, noch nicht erschienen, doch glaube ich kaum, daß es ihm in der kurzen Zeit ohne wissenschaftlich gebildete Begleiter gelungen ist, das Dunkel, das über dieser Rasse liegt, wesentlich zu erhellen. Die Lolos selbst wissen auch nicht, wo sie herkommen, ihre Angaben sind phantastisch oder ungenau. Einzelne Stämme behaupten aus dem eigentlichen China von den Chinesen in die Berge zurückgedrängt worden zu sein, andre erzählen, ihr Stammvater wäre vom Himmel gefallen. Viele geben an, sie wären von Westen gekommen, und wirklich erinnern sie weit mehr an eine indisch-arische als an eine mongolische Rasse. Für letztere fehlt ihnen der platte Nasenrücken und die ausgeprägte Mongolenfalte. Ihre Hautfarbe ist nie gelb, sondern bräunlich, oft ins Kupferrote spielend; sonnenverbrannte Spanier oder Brasilianer haben einen ähnlichen Farbenton. Der Schnitt ihrer dunkeln Augen ist länglich und oft nach der äußeren Gesichtshälfte etwas nach unten gesenkt. Sie haben ein langes Gesicht mit kräftigen Zügen, viele haben stark hervortretende, kühn gebogene Adlernasen, andre wieder haben lange, gerade Nasen, doch fast nie findet man aufgestülpte Nasen, wie sie bei den Chinesen häufig sind. Auch sind die Lolos viel größer und schöner gewachsen als diese. Das gerade, freie Wesen der Lolos unterscheidet sich überhaupt sehr von dem der Chinesen, die diese Barbaren sehr verächtlich behandeln und ihnen alle möglichen schlechten Eigenschaften zuschreiben. Im Grunde aber fürchten sie sich vor ihnen. Der Lolo ist wild und lebhaft, in seinen Bewegungen heftig, laut im Lachen und Sprechen.

Es ist einem großen Teil der Lolos gelungen, ihre Unabhängigkeit von den Chinesen vollkommen aufrecht zu erhalten. Die sogenannten schwarzen Barbaren sitzen im Taliangshan, einem Gebirgssystem von der Ausdehnung der Rheinlande. Während jeder chinesischen Dynastie ist es wohl von neuem versucht worden, die Lolos zu unterwerfen, besonders um den fortwährenden kriegerischen Ausfällen dieses Volkes auf die friedlichen chinesischen Siedler Einhalt zu gebieten, nie ist es aber gelungen. Im ganzen meiden die Chinesen lieber das Land mit der kriegerisch äußerst fähigen Bevölkerung und sind froh, wenn die Lolos ihre Grenzen nicht überschreiten. Dazu tritt noch der gebirgige umwegsame Charakter des Taliangshan, der einen erfolgreichen Kriegszug sehr erschwert. So besteht ein ewiges Vordringen und Zurückdrängen der Lolos, ohne das sich das Grenzbild im Ganzen sehr verschöbe. Wahrscheinlich könnten die Chinesen mit einem ausdauernden, geordneten Feldzug die Barbaren, die nur über die den Chinesen geraubten Gewehre verfügen und sonst mit vergifteten Pfeilen, Lanzen und Schwertern bewaffnet sind, unterwerfen, aber dazu haben sie weder Mut noch Lust, und so bleibt dies kleine wilde Reich bis jetzt noch in seiner Ursprünglichkeit inmitten der chinesischen Provinzen

Yünnan und Szetschuan erhalten. Blutige Vendettagebräuche zwischen ganzen Stämmen erschüttern natürlich den inneren Zusammenhalt dieses Volkes aufs schwerste. So klugen Politikern wie den Chinesen ist das nicht entgangen, und so weit diese in den Grenzkriegen Erfolg hatten, dankten sie diesen in erster Linie dem geschickten Ausspielen eines Stammes gegen den andern.

Bei den Lolos herrscht ein ausgesprochenes Feudalsystem. Es gibt Fürsten, Adlige und Hörige. Jeder Stamm wird von einem Fürsten regiert, dessen Herrschaft erblich ist, und zwar vererbt sie sich oft an den Kühnsten und Stärksten der Söhne. Doch gibt es auch Adlige, die nur über Dörfer verfügen. Die Adligen nennen sich Schwarzknochen zum Unterschied von den Watzes oder Hörigen. Diese setzen sich wohl größtenteils aus im Krieg gemachten Gefangenen zusammen und stellen im Gegensatz zu den Schwarzknochen längst nicht mehr so reinblütige Lolos da. Sind sie doch seit Jahrhunderten mit geraubten und zu Sklaven gemachten Chinesen vermischt. Je mehr Generationen ein Watze hat, um so höher steht auch er auf der sozialen Rangleiter des Lolandes. Wenn auch die tägliche Lebensart, Wohnung und Kleidung der Adligen sich kaum von der der Hörigen unterscheidet, so herrscht doch zwischen ihnen eine tiefe soziale Kluft. Der reiche Adlige arbeitet nie, weder Mann noch Frau, der Hörige bestellt seine Felder. Das Blutgeld für einen Adligen ist drei mal so hoch wie das für einen Hörigen.

Die Lolos haben eine dem tibetischen verwandte Sprache, aber eine ganz davon abweichende Schrift, die nur wenige unter ihnen lesen können. Doch leben bei allen Stämmen einige Piemos (Medizinmänner), die in der Regel die Schriftsprache kennen und wohl auch bei Hochzeiten und ähnlichen Festen das Amt eines Zauberers verwalten. Auch verteilen sie schutzbringende Amulette an Kinder und Erwachsene. Die Lolos verbrennen ihre Toten und türmen einen niedrigen Steinhäufen über die Asche. Ist das Grab durch Feinde bedroht, so wird die Asche in unzugänglichen Felshöhlen versteckt.

Nun aber wieder zurück zu unserm persönlichen Erleben. Wir sitzen noch im schmutzigen chinesischen Wirtshaus, und das Eis zwischen uns und den Lolos, die an einem andern Tisch sitzen, ist noch nicht gebrochen. Nur ab und zu streifen sie uns mit halb beobachtenden, halb scheuen Blicken. Pielus Sohn scheint sich überhaupt in dieser chinesischen Umgebung nicht sehr wohl zu fühlen, denn anstatt am nächsten Morgen mit uns zu gehen, ist er, als wir aufbrechen, mit seinem Gefolge längst über alle Berge. Erst gegen Mittag, als wir eine Paßhöhe auf unsern winzigen für den Marsch von Hung Hua Chi nach O Pien Ting gemieteten Gäulen erreichen, treffen wir alle in dunkler rauchiger Stube des kleinen Rasthauses wieder. In ihrer

schweigsamen Art sitzen sie am Tisch, jeder mit einer Schale Schnaps vor sich. Von hier an nun verläßt uns Chi Chi nicht mehr und geht den Wegweisend vor unsern Pferden her. Stolz schreitet er dahin, ein wirklicher Fürstenson. Er trägt den grobgewebten Poncho wie einen Purpurmantel, und die nackten bis zu den Knien mit Lehm bespritzten Beine können den Eindruck nicht im geringsten beeinträchtigen. Nicht einmal Strohsandalen trägt er, wie sie der ärmste Chinese hat, eine solche Verweichlichung scheint er zu verschmähen. Dabei sind seine Füße glatt und wohlgebildet und tragen keinerlei Spuren von der beschwerlichen Wanderschaft und vom Klettern auf spitzen Felsen und Steinen. Pielus Sohn ist für einen Lolo sehr gebildet, da er etwas chinesisch kann, ungefähr so viel wie ich, was für die Verständigung sehr angenehm ist. Zwei seiner Hörigen führen die Pferde, wenn wir auf all zu steil bergabgehenden Wegen absteigen. Wir biegen hier wieder auf einen kleinen unbegangenen Feldweg ein, um nicht durch Ob Bien-ting, eine Magistratur, hindurch zu müssen. Leider hat es den ganzen Tag geregnet, so daß die Wege in unglaublichem Zustand sind. Der weiche, glatte Lehm klebt in Klumpen am Schuhwerk. Kein Wunder, daß unsere Träger nicht mitkommen. Und es liegt das Gelingen unseres ganzen Planes daran, daß wir heute ein gutes Stück über O Pien Ting hinauskommen. O, dies Warten an den Wegbiegungen mit naßkalten Füßen, während der Wind kalten Nebel ins Gesicht treibt und rings schon die Dämmerung auf dunkle, zackige Berge sinkt. Bis endlich die neun Träger langsam auftauchen. Ab und zu begegnet uns ein Trupp friedlicher Lolos, die hier schon überall auf chinesischem Gebiet in den Bergen wohnen, manche zu Pferd, die Zehen in den kappenartigen Steigbügeln. Alle sind dicht in ihre Mäntel gehüllt, viele mit bloßem Kopf, und in dem zottigen Haarknoten über der Stirn fängt sich der rieselnde Nebel. Scheu und fragenden Blickes drängen sie schnell, einer dicht hinter dem andern, an uns vorbei. Doch wie erstaunen wir, als plötzlich im Tal zu unsern Füßen eine kleine chinesische Stadt mit Mäuerchen umgeben, wie aus der Spielzeugschachtel fein säuberlich aufgebaut, vor unsern Blicken auftaucht: O Pien Ting. Eine unangenehme Überraschung, dachten wir doch bestimmt, es ganz zu umgehen. Aber es scheint keinen andern Weg zu geben, alle Wege müssen durch diesen Talkessel hindurch, an dessen südlichem Ende sich hinter den nächsten Bergen das mächtige Massiv des Taliangshan erhebt. Unsere Träger wollen nicht weiter. Erschöpft setzen sie ihre Last hin. Auch wir sind naß und müde, und es dunkelt bereits stark. Auch wännen wir uns hier, noch hoch über der verträumten, schon im Nebel verschwindenden Stadt, ganz sicher vor Entdeckungen (von seitens der Magistratur O Pien Tings). So sehen wir uns denn nach einem Quartier für die Nacht um und entdecken ein zerfallenes Gebäude auf einem verwahrlosten Exerzierplatz aus früheren

Zeiten. In der Vorhalle schlagen wir das Zelt auf. Die Leute sollen alle hier schlafen, keiner darf mehr in die Stadt, damit wir morgen vor Toröffnung über alle Berge sind. So dachten wir, es kam aber, wie das ja meistens geht, alles anders. Das Unglück begann damit, daß wir zu einem nahen Bauernhaus gingen, um heißes Wasser zu holen, und daß die ängstliche Frau, die weder uns, noch unsere Chinesen hereinließ, nichts Eiligeres zu tun hatte, als nach der Stadt zu laufen und dort ihrem Mann die Mär von den beiden fremden Teufeln, die sich draußen ein eignes Haus aufgerichtet hätten, zu verkünden. Darauf ging der Mann, ein gerissener Bursche, sofort mit der Nachricht zum Magistrat. Das erfuhren wir aber erst später, als wir noch vor Toresschluß, in stockdunkler Nacht, in unsre langen Mäntel gehüllt, allein den Weg zur Stadt hinunter und dort zur französischen Mission schlichen. Denn hier, an der Grenze des Lololandes, sitzt noch ein letzter katholischer Priester. Eine fettsüchtige, chinesische Haushälterin öffnet auf unser Klopfen, und ein alter Mann mit langem weißen Bart und fahlem Gesicht kommt uns entgegen. Er führt uns in die einzige ärmliche Stube, zündet mit zitternder Hand die eilends herbeigeholte Lampe an, und die beleuchtet nun eine ärmliche Einrichtung und einen rauhen Tisch, bedeckt mit Manuskripten und Loloschriften. Denn Vater Martin ist ein großer Verehrer und Erforscher der Lolorasse. Ganz blaß werden wir, als uns Vater Martin beim Tee erzählt, die ganze Stadt wisse von unserm Kommen, und heute Abend sei eine ganze Expedition mit Soldaten und Lampions uns suchen gegangen. Zum Glück für uns gingen sie auf dem andern Wege und fanden uns daher nicht. Vater Martin, dem es noch nie gelungen ist, ins Lololand zu dringen, freut sich im Geheimen natürlich diebisch über das Mißlingen des deutschen Planes, wie gut merkt man ihm das an. Wir gehen auch bald wieder fort. Ungesehen tapen wir mit Martin durch die schlafenden lichtlosen Straßen dem schwarzen Stadttore zu. Draußen erzählt Ma, daß die Bauersleute uns verraten haben, und der Magistrat unsern Aufenthalt weiß. Aber er denkt, wir bleiben ein oder zwei Tage in O Pien Ting, um Träger zu mieten, und hat daher heute Abend niemanden mehr hinausgeschickt. Auch weiß er nicht, wer wir sind, wenn Vater Martin und seine dicke Haushälterin ihm nicht jetzt auch noch alle erwünschten Details gegeben haben. Und nun erfahren wir noch das Schlimmste! Träger und Bürger sind alle zum Schlafen in die Stadt gegangen, so können wir morgen nicht vor Tagesanbruch und Toröffnung fort. Unsere Hoffnung sinkt auf den Nullpunkt. Dann geht Ma zur Stadt zurück, um die Träger morgen wenigstens pünktlich herauszutreiben, und wir gehen zum Zelt. Welche Nacht! Dichter, rieselnder Nebel klopft auf das Zeltdach. Wir essen kaum etwas zu Abend, da wir nicht mehr zu dem verräterischen Bauernweib gehen wollen, die uns jetzt

freundlich an ihren Herd geladen hatte, und uns sogar ein Huhn schenkte.

Welche Nacht! Wir machen kaum ein Auge zu, und schon um 3 Uhr stehen wir auf, aber erst um 7 Uhr ertönt der erlösende Kanonenschuß, die Stadttore öffnen sich. Und da kommen sie, erst Ma, dann die Lolos, dann die Träger. Schnell fort, es liegt etwas in der Luft, Ma ist seiner Sache gar nicht sicher. Chi Chi, Pielus Sohn, voran, wir dicht hinterher, querfeldein im Laufschrift über den feuchten Sturzacker durch metertiefe Einschnitte und steile Höhen hinauf. Ja, wenn wir so laufen könnten wie die Lolos, und wenn wir unabhängig wären von unserm Gepäck! Aber wie sollen die Träger so schnell mitkommen, obgleich sie bloss ganz leichte Lasten auf dem Rücken tragen. Wie wir von einer Höhe zurückblicken, sehen wir einen langen Zug Menschen auf unsre Träger zukommen. Sie halten unsre Leute an, sie rufen uns nach. Zwei Soldaten keuchen den Berg herauf und hinterher in Samtschuhen durch den tiefen Lehm ein unglücklicher Abgesandter des Magistrats. Es würde zu lang werden, alle Gründe aufzuzählen, die wir ihm nun angaben, um weiter zu können, und seine Gegenstände. Schließlich wurde ihm ein Brief an den Magistrat mitgegeben mit unserem Versprechen, nur zum Photographieren, zu unserem eigenen Vergnügen, und eventuell zum Jagen hier in der Gegend herumzustreifen und in 3—4 Tagen wieder zu kommen. Dieser Mann war noch verhältnismäßig von sanfter Art, und wir kamen nach einer halben Stunde weiter. Aber gegen 1 Uhr überholte uns einer zu Pferde, mit dem gar nicht zu spaßen war. Er trug einen roten wehenden Mantel und saß auf einem Tigerfell. Er ließ sich von uns nicht einschüchtern, und es fehlte nicht viel, so hätte er uns den ganzen Plan verdorben: erst versuchte er unsere Träger abspenstig zu machen, dann ging er heimlich zu Pielus Sohn und drohte ihm scheinbar mit irgendeiner Rache, wenn er uns den Weg in sein Land bürgte, jedenfalls waren plötzlich Pielu sowie die übrigen uns begleitenden Lolos verschwunden. Ganz unten am Berge, wir waren inzwischen allmählich immer höher gestiegen, sahen wir sie stehen, eben im Begriff zu verschwinden, und wir mußten im Eiltempo nochmal den ganzen Weg zurücklaufen. Nur aller Überredungskunst und Energie gelang es, die Sache wieder ins Geleise zu bringen, und der Rote bestieg sein schwarzes Pony und ritt wutschnaubend davon. Chi Chi war aber die Lust uns zu begleiten gänzlich vergangen, er schien sich drücken zu wollen, und wir mußten ihn die ganze Zeit scharf in Auge behalten. Noch hatten wir zwei stark besetzte Wachtposten zu passieren, in denen das Militär strenge Weisung hatte, uns nicht durchzulassen, aber gegen Mittag gelang es uns doch, die Grenze ins Lololand zu überschreiten. Tief atmeten wir auf und fühlten uns wie neubelebt, als wir die senkrecht abfallende, weglose Schlucht herab-

kletterten und das letzte chinesische Wachthaus unsern Blicken entwand.

Hierher wagt sich kein Chinese ohne Bürgen. Dicht drängten sich die schönsten Bäume auf dem steilen Hang, herrlich in den Herbstfarben leuchtend. Ein ganzes Volk Fasanen erhob sich geräuschvoll und bäumte dicht neben uns auf. Feenhaft schön spielten ihre goldnen und blauen Farben im bunten Herbstlaub. Und Pielus Sohn war in seinem Reiche wie verwandelt. Lachend sprang er die steilen Felsen herab und half, mir die Hand reichend, wo er konnte. Bald trafen wir einen ganzen Trupp Lolos, die Waldwurzeln in Kiepen zu Tale trugen. Anfangs erschrakn sie alle vor uns, da sie uns aber mit ihres Fürsten Sohn zusammen sahen, gewannen sie Zutrauen. „Unsre Watzes“ (Hörige), sagte Chi Chi, und sie fielen alle vor uns aufs Knie, indem sie mit der rechten Faust den Erdboden berührten. Die hübschen Mädchen, denen wir einige Münzen schenkten, denn die Lolos an der Grenze kennen schon den Wert des Geldes, machten einen allerliebsten Knicks vor mir, indem sie mit beiden Händen das Gesicht verdeckten, und dabei kicherten und quietschten sie vor Verlegenheit und stießen sich gegenseitig an. Sie sahen wirklich entzückend aus in ihrer kleidsamen Haartracht, die geflochtenen dunklen Zöpfe über ein grünes, breites Band geschlungen, das den ganzen Hinterkopf bedeckte. Der Oberkörper war von kurzen naturfarbenen Pellerinen bedeckt, darunter kam der abstehende Faltenrock in roter und grauer Farbe zum Vorschein, der bis über die Kniee der bloßen festen Beine reichte. Es ist wunderbar, wie diese jungen Dinger mit der schweren Last auf dem Rücken leichtfüßig Wege gehen, die wir nur mit großer Anstrengung überwinden können.

Noch einige Stunden mußten wir auf steilem, aus großen unregelmäßigen Steinen bestehenden Pfad bergauf und bergabgehen, und wir waren froh, als Chi Chi endlich in der Ferne auf kahler abgerodeter Höhe die verstreuten Häuser der ersten Lolosiedelung zeigte. Dann heißt er uns warten und geht allein voran. Die Bewohner der verstreuten Hütten haben unser Kommen bemerkt. Aber sie kommen nicht neugierig herbeigestürzt, sondern bleiben auf den Hügelrücken vor ihren Behausungen stehen, bewegungslose, scharfe Silhouetten mit drohend emporgerichtetem Haar oder Turbanschopf, und nur der Wind zaust an ihren Mänteln. In der Ferne hat sich Chi Chi unterdessen auf die Erde niedergehockt. Um ihn herum sitzt in derselben Stellung ein Kreis von 5—6 Lolos, Männer und Frauen. Überhaupt scheinen sie ungern zu stehen, und ist man von einigen umringt, die einen betrachten, und mit denen man sich irgendwie beschäftigt, bums, läßt sich wie auf Befehl die ganze Gesellschaft auf einmal in die so beliebte Hockstellung nieder, und man sieht nichts mehr von ihnen, wie den Kopf und den glockenartig um alles übrige geschlagenen Mantel. Oft verstecken sie auch noch das

Gesicht bis zu den Augen in diesem geliebten Kleidungsstück. Die Beratung da hinten scheint zu Ende, und Chi Chi kommt leichtfüßig zurückgeeilt. Dann führt er uns zu einem festgebauten Holzhaus, das von einem reichen Watze bewohnt ist, denn in dieser Siedelung wohnen keine Adligen. Es ist ein langgestrecktes, einstöckiges Gebäude nach Art der Schweizerhäuser auf den Almen, das Dach mit Steinen beschwert, in der Mitte eine große offene Tür. Das Haus ist auf einer hohen Steinunterlage gebaut. Zwanzig Schritte vor dem Haus erhebt sich das hohe Gestell, auf dem der Mais trocknet, der hier angebaut wird. Links vom Haus ist ein offener Kuhstall, ein Strohdach auf einigen Stützen, in den eben die kleinen buntgescheckten Kühe getrieben werden. Das ganze Haus in Harmonie mit seinen Bewohnern macht einen, wenn auch einfachen, so doch recht gediegenen Eindruck, ganz anders wie die Lolos, die man jenseits der Grenze trifft, und die schmutzig und zerlumpt und oft abschreckend häßlich, vor ihren winzigen aus Reisig gebauten Hütten kauern, oft wie böse Affen vor einer Hundehütte aussehen.

Wir treten mittlerweile ins Innere des Hauses, und werden mit tiefer Verbeugung von dem wunderhübschen Ehepaar begrüßt. Im Innern des Hauses gruppiert sich alles um das Holzfeuer, das in einer Ecke des einzigen großen Raumes in hellen Flammen brennt. Wir setzen uns dazu und freuen uns, daß wir uns wenigstens unsre kleinen Feldstühle mitgebracht haben, denn hier gibt es weit und breit keinen Schemel, keinen Tisch, kein Bett und keinen Schrank. Im Raum steht nichts wie der große Kasten mit dem zerstampften Maismehl, an der Wand hängen die wenigen Trinkgeräte aus buntbemaltem Holz, in der Ecke aber steht eine verheißungsvolle Tonne mit Schnaps. Die Frau des Hauses geht jetzt hin und läßt aus einem Bambusröhrchen das wasserklare Getränk in eine Holzschale fließen. Dann reicht sie den Trank Pielus Sohn, der am Feuer hockt und Hände und Füße über die Flammen hält, dieser aber reicht die Schale erst uns. Es ist gar kein übles Getränk. Maisschnaps, stark mit Wasser verdünnt, schmeckt beinahe wie ein leichter Mosel. Der Raum füllt sich mit barfüßigen Lolos in dicken Mänteln. Die Leute sind sehr freundlich, amüsieren sich über uns, bewundern unsre kleine Glaslaterne, unsere Teller, Tassen, Messer, Gabeln, alles nie vorher gesehene Dinge. Wir haben als eiserne Ration einen großen deutschen Schinken mit, davon lassen wir sie kosten. Am Feuer bemüht sich der Koch inmitten des Gewirrs von rauchenden Steinpfeifen und nackten Füßen, ein paar Kartoffeln für uns zu braten. Die Lolos selbst in ihrer Genügsamkeit essen nichts zu Abend. Bloss morgens und mittags essen sie die rauchigen, kaum gesalzenen Maiskuchen. Was andres hab ich sie nie verzehren sehen, doch essen sie auch öfters Fleisch, besonders bei feierlichen Gelegenheiten wie Leichenverbrennung und Hochzeiten;

Rinder und Hühner gibt es bei ihnen genug. Gemolken werden die Kühe aber nicht. Die Wirtin trägt als verheiratete Frau die große schwarze nach hinten fallende Haube, die an beiden Seiten des schwarzen Scheitels weit vom Kopf absteht. Sie ist groß und schlank, hat wunderhübsche regelmäßige Züge, eine gerade Nase und über den ruhig und stolz blickenden Augen hochgewölbte Brauen. In dem hohen mit Silberperlen bestickten Kragen und langen Faltenrock, der die nackten Füße verdeckt, macht sie von ferne den Eindruck einer elegant gekleideten europäischen Frau. Unter der Pellerine trägt sie ein entzückendes nacktes Kind, das mit seinen runden, langbewimperten Augen aussieht wie ein italienisches Bambino, der Liebling der ganzen Familie, denn bald wandert es von Arm zu Arm.

Während wir uns in unser Zelt zur Ruhe begeben, sitzen die Lolos noch tief bis in die Nacht hinein zusammen und trinken Schnaps. Es heißt, daß Trinkgelage selten ohne Raufereien vorübergehen. Doch ungestört vergeht die Nacht. Am nächsten Morgen, um 10 Uhr, verabschieden wir uns dann von unsern freundlichen Wirten und schenken der Frau für ihr Töchterchen ein paar silberne Ohrringe. Schmuck lieben die Lolos sehr, Männer, Frauen und Kinder tragen silberne Armbänder und oft recht kunstvoll gearbeitete Ohrringe.

Ein schöner Wandertag. Der kaum erkenntliche Weg führt durch dichten Laubwald über derbe Wurzeln, durch dunkle Sumpflachen. Man geht auf dem weichen Teppich der herabgefallenen Blätter, die auf feuchtem Grunde modern. Bald ist unser Schuhwerk feucht durchtränkt, und wir beneiden die barfüßigen Lolos. Große Hirschspuren kreuzen den Weg, und immer wieder müssen wir die Hunde zurückrufen, wenn sie lautkläffend im undurchdringlichen Dickicht eine Wildspur verfolgen. Besonders ein kleiner schwarzer Lolohund jagt unermüdlich. Er gehört der berühmten Jagdhundrasse an, die die Lolos hier züchten. Alle Jäger in Szetschuan beziehen ihre Jagdhunde von ihnen. Kleine, unscheinbare, meist schwarze Tiere, mit spitzen Köpfen und nach vorne gerichteten V-förmigen Klappohren. Sie werden auf die Spuren des Wildes gesetzt, das von ihnen gestellt und laut verbellt, nie aber angegriffen wird. Wir begegnen vielen Lolos heute, Schwarzknochen und Hörigen. Manche tragen lange gerade Schwerte, meist an einem reich mit geschliffenen Kuhknochen verzierten Riemen, viele haben am rechten Arm eine kleine Lederschiene. Alle sind höchst erstaunt über uns, in helle Rufe brechen sie aber aus, wenn Chi Chi ihnen eine unserer Mauserpistolen zeigt. Alle greifen danach mit leuchtenden Augen, denn Waffen sind ihnen das liebste, und um solche zu erlangen, sind sie zu manchem fähig. Wir zeigen ihnen auch nur ungern die Pistolen.

Um 4 Uhr nachmittags wird der Wald lichter, und auf einer Höhe erblicken wir den hohen Schopf einer riesigen Lolosilhouette. Es ist der

Fürst Pielu, durch dessen Gebiet wir ziehen, und zu dem uns Chi Chi, sein Sohn, begleitet. Wie ein stolzer römischer Tyrann sieht der Alte aus. Seine scharfgeschnittenen Augen über der kräftig gewölbten Nase blicken uns erst mißtrauisch an, dann aber beugt er mit lautem Begrüßungswort seine hünenhafte Gestalt vor uns aufs Knie, und alle ihn begleitenden Hörigen fallen neben ihm nieder. Nun führt uns der Fürst selbst zu seinem Haus, das wir in einer Stunde erst erreichen. Kurz vorher springt, nein wirft sich plötzlich ein wildblickender Kerl von einer Böschung auf den Weg herab, so daß ich erschreckt zurückfahre. Doch ist es der Bruder des Fürsten, der sich nur sprunghaft fortbewegen kann, und so seine Verbeugung macht. Ein Knie ist ihm durchschossen worden. Sein Gesicht ist von tiefen Furchen durchwühlt, rotbraun, sein Hals gleicht einem Stiernacken und paßt zu dem riesigen Umfang seines Körpers. Ein kleines, ungesatteltes Pferd, von einem Knaben geführt, wird gleich wieder von ihm bestiegen, denn gehen kann der alte Krieger nicht mehr. Auch der Fürst Pielu selbst hat quer über den Schädel die breite Narbe eines Säbelhiebes, im Kampf gegen einen feindlichen Stamm geholt. Im langen Zuge, wohl 30 Lolos haben sich uns angeschlossen, gehen wir durch die weitausgedehnte Siedelung. Verstreut auf den Hügeln liegen die Häuser, und von überall kommen die Lolos in großen Sätzen angesprungen. „Ap, Apu“, tönt's von allen Seiten, ihr Lieblingsruf, der wohl Erstaunen und Bewunderung ausdrückt. Große, braune kurzhaarige Hunde, Bluthunden ähnlich, stürzen mit tiefem Gebell auf uns zu. Nie habe ich eine solche Rasse in China gesehen, auch die schwarzen langhaarigen Tibeter sehen ganz anders aus. Endlich gelangen wir zum Schloß des Fürsten. Ein Haus wie alle andern, bloß etwas größer und fester gebaut. An den Außenwänden sieht man eingelegte Holzarbeit, und die Stützbalken sind mit einfachen Ornamenten verziert. Eine Schar anmutiger Frauen und Mädchen tritt uns entgegen. Sie werden uns als Pielus Frau, Töchter, Schwiegertöchter und Nichten vorgestellt. Frau Fürstin sieht mit ihrem unbeweglichen gradlinigen Gesicht ungeheuer würdig aus; die Töchter sind ganz wunderhübsch mit bräunlich getonter Hautfarbe, rosenroten Lippen und Backen und großen munteren Augen. Sie tragen Ponchos, teils dunkelblau, teils ungefärbt, also weißlich grau, je nach dem Alter kurze oder lange Faltenröcke, hohe gestickte Kragen und lange oft bis auf die Schultern reichende Ohrgehänge. Dazu die nie fehlende und immer in Gebrauch befindliche oft 1 m lange Tabakspfeife. Das Innere des Fürstenhauses besteht aus einem großen, dunklen Raum und zwei anstoßenden kleinen, der eine zum Aufbewahren und Stampfen des Maises, der andere wohl die Rüst- und Schatzkammer, denn später wird alles irgendwie wertvolle von dort geholt. An dem riesigen, von vier, mit Ornamenten verzierten Herdsteinen begrenzten Feuer hat sich Pielu mit seiner Gattin

auf einem kleinen Fell, dem einzigen Luxusgegenstand im Haus, gravitatisch wie auf einem Thron niedergelassen. Sobald sie sich gesetzt haben, hockt auch die ganze andre Gesellschaft am Feuer nieder, und alles raucht um die Wette. Allmählich freunden wir uns mit Pielu an, und da wir von der Grenze einen kleinen Chinesen mitgenommen haben, der die Sprache der Lolos versteht, geht die Verständigung ganz gut. Wir schenken ihm, um ihn gut zu stimmen, zwei kleine in Silber gefaßte Tigerzähne, die wir einst in Ceylon erstanden hatten, und er befestigt sich gleich dies fremde, glückbringende Amulet unter der rechten Schulter an seiner blauen Jacke. Zufällig sind gerade Zähne von Tieren ein sehr begehrtes Amulet, viele Lolos tragen Zähne vom Moschustier an einem Stückchen Stoff befestigt, welche besonders beim Verschlucken von wunderbarem Nutzen sein sollen. Der kleinen Prinzessin schenken wir ein silbernes Kettchen mit Türkisen, was die Mutter aber, wohl als zu wertvoll, in ihr Gürteltäschchen steckt. Aber etwas mißtrauisch bleibt Pielu immer noch, und als ich ein paar Worte beim Schein einer armseligen, von uns mitgebrachten Kerze aufschreibe, entsteht plötzlich großer Lärm und Aufregung. Ein alter Höriger hat Pielu zugeflüstert, ich schreibe auf, was sie sprächen. Da hieß es lieber vorsichtig sein, und ich packe Tagebuch und Zeichenbuch wieder fort. Pielu ist überhaupt ein sehr herrischer Charakter. Als unsere chinesischen Träger Maiskuchen kaufen wollen, herrscht er sie an: Er hätte hier über 800 Hörige, die sollten ihnen die Kuchen backen, er brauchte ihr Geld nicht. Uns aber schenkt Pielu einen ganzen Hammel, und die Fürstin bringt uns ungefähr 50 frische Eier. Schnaps ist heute nicht im Haus, aber morgen soll von irgendwo welcher geholt werden. So schlimme Trinker, als welche die Lolos von den Chinesen verschrien sind, scheinen sie also doch kaum zu sein, sondern sie halten wohl eher bei besonderen Gelegenheiten ein großes Trinkgelage ab.

Die Nacht im Zelt verläuft friedlich, und der nächste Tag, ein Sonntag, vergeht im besten Einvernehmen mit den Lolos. Die Leute sind nicht mehr so mißtrauisch, und der allerliebste 9jährige Sohn des Fürsten wird ganz ausgelassen. Er läuft von hinten an uns heran, zieht uns an der Jacke, um dann schleunigst laut lachend und schreiend die Flucht zu ergreifen. Genau wie so ein zehnjähriger deutscher Schlingel, nie habe ich in China ähnlich kindlich ungezogene Kinder gesehen. Hier balgt sich das kleine Volk andauernd auf der Erde herum, während kleine Chinesen sich damit begnügen, sich gegenseitig bis zu den letzten Ahnen hinauf zu beschimpfen, ohne handgreiflich zu werden. Frauen, Männer und Kinder, alle lassen sich willig photographieren, nachdem sie selbst einmal in die Spiegelreflexkamera geguckt haben. Am Nachmittag bittet uns der Häuptling, doch einmal mit der Mauserpistole zu schießen. Wir schießen nach einem drüben am

Berghang angebrachten Brett. Das meiste Vergnügen bereitet es ihnen aber, daß ich, eine Frau, auch mit der Mauserpistole umzugehen verstehe. Ihnen selbst sind Schußwaffen ja nichts Neues. Haben sie doch viele von den chinesischen Soldaten eroberte Gewehre, und zwar alles deutsche Mauser. Wir lassen Pielu auch einmal mit der Pistole schießen, und dafür muß er uns mit seinem schönen silberbeschlagenen Bogen etwas vorschießen. All diese Schießübungen werden von den umstehenden Lolos mit lauten Rufen und Freudenausbrüchen begleitet.

Ein wunderbares Faulenzerleben führen doch diese Leute, besonders die Schwarzknochen, Männer wie Frauen. Wenn sie lange genug bei uns im kalten Wind gestanden haben, gehen sie wieder in den für uns auf die Dauer unerträglichen Rauch ihrer Behausung und setzen sich ans Feuer. Die Magd bäckt am Morgen die Momos, am Nachmittag geht sie mit einem Faß auf dem Rücken, um von einer anderen Siedelung Schnaps zu holen. Felder sind im Winter nicht zu bestellen, und die Pferde und Kühe laufen allein auf die Weide.

Am Nachmittag versuchen wir ein paar Lolostimmen im Phonographen aufzunehmen. Die Leute haben bald erfaßt, worauf es dabei ankommt, und stellen sich gar nicht dumm dabei an. Aber mitten in einem Trauer- gesang unterbricht der herrische Pielu plötzlich den Sänger und sagt, er hätte erst mit seinen Leuten zu reden. Irgend etwas paßte ihm mal wieder nicht. Um unsern Stolz und unser Ansehen zu wahren, bitten wir die Leute nicht wieder und gehen in unser Zelt. Aber spät am Abend, wir sind gerade dabei, uns schlafen zu legen, kommt ein Bote ans Zelt und bittet uns, doch noch einmal zu erscheinen, die Fürstin möchte gern die wunderbare Sing- und Sprechmaschine noch einmal hören. Bei den Lolos hat eben auch die Frau ein Wort mitzureden, wie ja überhaupt die Lolofrau eine viel ge- achtere Stellung als die Chinesenfrau einnimmt. In der Hütte ist schon die ganze Siedelung versammelt. Alles hockt lautlos und aufmerksam auf dem Boden. Ein junger Höriger mit einer hübschen klaren Stimme singt. Sein Repertoire übertrifft alle unsre Erwartungen. Wiegenlieder, Kampflieder, Hirtenlieder, Lieder, gesungen bei Hochzeiten und Wein- gelagen. Und wenn wir nach erfolgter Aufnahme den Reproduktor auf- schrauben und das wohlgelungene Lied wiederholen, so strahlen alle Ge- sichter, und ein so herzliches Gelächter ertönt, wie ich es nie bei Chinesen gehört habe. Besonders der Fürst selbst weiß sich jetzt vor Vergnügen kaum zu lassen. Wie er da am Feuer hockt, die Kleidung zurückgeschlagen und die nackte breite Brust im Schein der Flammen, aus voller Kehle lachend und immer wieder ein neues Lied dem jungen Sänger zu singen befiehlt, ist er wirklich ein Bild unbeschränkter Kraft und strotzenden Lebens. Als gar das Kampflied erklingt, da sprühen die schwarzen Augen

der Lolos, und sie rufen und schreien mit. So möchte man ihnen nicht als Feinden begegnen. Es ist schon fast Mitternacht, als wir uns endlich zurückziehen, und noch lange hören wir die lebhaften Stimmen unsrer Wirte, ehe die sich in ihre Mäntel gehüllt am Feuer auf dem Boden ausstrecken.

Uns aber ist es, als hätten wir einen Blick in die Seele dieses merkwürdigen Stammes getan. Denn sind Lieder, von jedermann gesungen, nicht der Ausdruck der Volksseele? Wir sehen sie auf freier Alm, wie sie über Fels und Schlucht ihren Herden munter und frisch nachspringen, wir sehen sie im dunklen Schatten des Urwaldes, und die bedrückende schwüle Natur hat sich auch ihren Waldliedern, die sie beim Reisig und Wurzelsuchen singen, aufgeprägt. Wir sehen sie in stetem Kampf mit dem ziegenraubenden Panther und dem Mais stehlenden Bär, und heftig und bekümmert zugleich klingen nun ihre Melodien. Wir sehen sie im Kampf Mann gegen Mann, die Nerven bis aufs Äußerste gespannt, tierisch wild, frohlockend und anfeuernd tönen ihre Rufe. Aber auch zarte Gefühle wohnen in derselben kriegerischen Brust. Gibt es etwas Reizenderes als das zarte Abschiedslied der älteren Schwester an die jüngere, mit dem langgetragenen melancholischen Ton, oder das zarte Wiegenlied? Und es berührt uns jedesmal eigentümlich, wenn einer der wilden Männer sich still im Kreise der aufmerksamen Hörer niederhockt und ein kleines melodisches Stückchen auf der zarttönenden Maultrommel oder Bambusflöte vorträgt. Denn Melodien, wenn auch oft eintönige, haben all ihre Lieder, und jedes einzelne Lied unterscheidet sich rein musikalisch doch bedeutend von dem andern. Dazu singen die Lolos mit natürlicher Stimme und nicht im Falset wie die Chinesen.

Am Montag morgen nun gilt es Abschied nehmen von unsern Wirten. Auch Chi Chi, unser ganz besonderer Freund, bleibt zurück, denn Mapie, ein verwandter Schwarzknochen, wird uns begleiten, da wir durch das Gebiet seines Stammes kommen. Mapie, ebenso groß und auffallend schön gewachsen wie Chi Chi, ist ein stolzer Fürstenson. Mit lässiger Bewegung wirft er einem seiner Sklaven seinen Mantel — er trägt zwei — einem andern seinen Binsenhut, den er für etwaigen Regen braucht, einem dritten seine lange mit Kupfer beschlagene Tabakspfeife zu. Ein Schwarzknochen trägt nichts wie sein Schwert. Und Mapie hat ein ganz besonders schönes Schwert. Es hat eine reich mit Silber beschlagene Klinge und steckt in einer mit rotem Stoff bezogenen Lederscheide, die an einem breiten Riemen getragen wird, der wiederum mit rundgeschliffenen Kuhknochen plakettenartig verziert ist. Unter seinem Mantel trägt Mapie ein hellblaues, mit roten Streifen verziertes kurzärmeliges Gewand und ebensolche kurze sackartigen Hosen. Mapie kann weniger chinesisches wie Chi Chi, aber er zeigt sich als ebenso musterhafter Kavalier. Er geht dicht vor uns her, und alle Augen-

blicke zieht er sein Schwert aus der Scheide, um mit kräftigem Schlag den Weg versperrende Zweige abzuschlagen, und an schwierigen Stellen, und deren gibt es bald genug, reicht er mir hilfreich die Hand.

Es geht durch Urwald. Für uns wäre es unmöglich, allein den Weg als solchen zu erkennen. Es ist auch bloss die Andeutung eines Pfades, getreten von den wenigen Lolos, die hier entlang ziehen. Jede Spur einer menschlichen Kultur hat aufgehört. Man könnte sich 2000 Jahre zurückdenken, als der größte Teil Deutschlands aus solchem Urwald bestand, wo Auerochs und Bär im dichten Wald hausten und unsre kriegerischen Vorfahren so leichtfüßig wie die Lolos hier durch Kluften und Schluchten eilten. Und wie damals die Legionen des Varus mühsam durch den undurchdringlichen Wald zogen und von Armins wilden Scharen ganz aufgerieben wurden, so kann man sich die chinesischen Soldaten denken, die von den Lolos aus dem Hinterhalt überfallen wurden und müde und erschöpft der kleinen, aber frischen und grausamen Feindesschar oft ganz zum Opfer fielen. Langsam nur kommen wir vorwärts. Jeder einzelne Schritt will erkämpft sein. Unser Gepäck ist auf 11 Träger und 11 Lolosklaven verteilt, und haben wir auch keine großen Höhen zu überwinden, so ist es doch ein ewiges Herauf- und Herabklettern. Aber der Anblick dieses Urwaldes, in den noch nie eine Axt gedrungen, entschädigt leicht für alle Mühen. Überwältigt steht man vor diesem strotzenden Pflanzengewirr. Im bunten Durcheinander bilden schwarze und gelbe Brombeeren, nie vorher gekannte leuchtendblaue und giftig grüne Beeren, dicke stachelige Hagebutten undurchdringliche Wände, über uns hängen kleine grüne Waldäpfel, und das Auge kann sich nicht satt sehen an den schimmernden Farben der hundert verschiedenen Laubbäume, die alle unsern heimischen ähneln und doch in irgendetwas wieder von ihnen abweichen. Platanen, Ahorn mit merkwürdig großen Blättern, dazwischen die hellstämmige Buche, die chinesische Eiche, vereint mit tropischen Bäumen, Azaleensträuchern, Bambus und Palmen, deren schwarzgrüne glänzende Blätter durch unzählige kecke Lianen mit den andern Laubbäumen verbunden sind. Und ein von Menschen ungetrübtes Dasein führen im Dickicht die Bären, Wildkatzen, Leoparden, Hirsche und Rehe. Doch etwas leichter als in dem tiefen Lager moderner Blätter geht es sich noch auf den großen glattgespülten Steinen des uns begleitenden Baches. Oft gehen wir lange Zeit das Flußbett herauf und kreuzen in einer Stunde wohl zwanzigmal das Wasser, wir natürlich immer auf dem Rücken eines Watze, denn die Ufer sind von Bäumen und Gesträuch so dicht bestanden, daß der Fuß keinen Platz findet. Die Nacht bricht herein, und wir haben noch keinen Platz entdeckt, der sich zum Lagern eignet. Wenig verlockend ist der weiche, nasse, dichtbewachsene Urwaldboden, wo es von gierigen Blutegeln wimmelt,

und das Flußbett ist zu schmal. Endlich finden wir eine kleine trockene Geröllstelle am Bach, und während langsam feiner Nebel rieselt, schlagen wir mit Hilfe von Steinen notdürftig die eine Zeltbahn auf, während die Lolos für sich ein herrliches Feuer höchst bewundernswürdig trotz Nebel und Wind anfachen, und für unsere Chinesen einen Windschutz und Verschlag aus Bambuszweigen bauen.

Mitten in der Nacht ertönt plötzlich ein wilder lang anhaltender Ruf, so daß die Hunde bellend auffahren und wir unwillkürlich erschauern. So rufen die Lolos auch, wenn sie Nachts die Dörfer überfallen. Diesmal sind es aber bloss zwei Nachzügler, denen unsere Lolos jetzt mit demselben langgezogenen eigentümlichen Rufe antworten. Noch zwei Tage geht es von hier aus durch wildes Lololand. Am ersten Tag bildet die schwierigste Stelle am Weg das Herabklettern an einem Sturzbache, dessen Bett beinahe senkrecht herabfällt. Der Bergrücken, an dem er herabkommt, ist die Grenze zwischen O Pien Ting und Ma Pien Ting. Zur Zeit fließt dort bloss ein dünner Wasserstrahl, wie man aber im Sommer hier herunter kommt, ist mir ein Rätsel. Mühsam sucht der Fuß zwischen losen Steinplatten auf feuchtglattem Geröll einen Stützpunkt, die Hände stemmen sich nach hinten an die schmierige, wasserdurchrieselte Lehmwand. Es ist bewundernswert, wie sicher die Lolos auf ihren harten, nackten Füßen kletterten, ohne sie wir wären wohl kaum heil unten angekommen. Und dieser Abstieg dauerte zwei Stunden.

Am zweiten Tag ging es über teilweise entwaldete mit hohem Gestrüpp bestandene Berge, wo auf allen Gipfeln verstreut wie Adlerneste die Behausungen der Lolos emporragten. Die Silhouetten der auf den Bergkämmen hockenden und stehenden Bewohner kommen, wenn wir unten vorbeiziehen, in Bewegung, und manch eine kühn aussehende Gestalt, dicht in den Filzmantel gehüllt, schließt sich uns an. Der schmale, von Regen aufgeweichte Lehmweg am Bergeshang, ist oft zum größten Teil abgerutscht und das Gehen äußerst schwierig und gefährlich.

Am Abend desselben Tages kommen wir nach San Ho Kou, der ersten kleinen chinesischen Garnison im Lololand jenseits von O Pien. Die Spitzen der Garnison, der Oberleutnant und der Dorfschulze, umgeben von einer Unmenge Neugierigen, erwarten uns am hübschen alten, mit Steinreliefs bedeckten Stadttor, und unsere Chinesen strahlen vor Vergnügen, endlich mal wieder „Hanjen“ zu treffen, wie die Chinesen sich den „Manjen“ (Barbaren) gegenüber nennen. Wie in hundertjährigem Schlaf befangen sieht die kleine Stadt aus. Die Dächer der wenigen Häuschen sind wahre Urwälder, hohe Grasbüschel, Farne, Moos und bunte Asten bedecken sie, die Wachttürme auf der Mauer sind leer und verfallen, das Yamen, in das wir geführt werden, und wo früher der Kommandant wohnte, ist in einem

ganz verwahrlosten Zustand. Vor 20 Jahren wohnten hier in San Ho Kou noch an 3000 Chinesen, die damalige Garnison einbegriffen, heute sind es bloss 300 zusammen mit einer kleinen Abteilung Infanterie. Rings ist das ganze Land von Lolos bewohnt, die sich immer weiter nach Süden ausbreiten, alle chinesischen Bauern sind zurückgewandert. Dieses Vordringen der Lolos geht bis einen halben Tag vor Ma Pien Ting, und auf dem Wege dorthin sollten wir am nächsten Tag die Spuren mancher früherer chinesischer Dörfer finden, bekundet durch zerfallene Gehöfte und verlassene Grabsteine. Erst kurz vor Ma Pien Ting trifft man vereinzelte, durch Mauern abgegrenzte chinesische Siedelungen, aber erst hinter Ma Pien Ting, wo das typische Szetschuan wieder anfängt, werden sie zahlreicher.

Die eigentliche Grenze, über die hinaus nach Osten kein Lolo mehr darf, ist etwa seit 20 Jahren der Fluß von San Ho Kou. Jeder Verkehr, auch der des friedlichen Handels ist dort hinüber durch den Machtspruch der chinesischen Behörden untersagt. Wenn man mit der Fähre über den Fluß herübersetzt ist, erblickt man keinen Lolo mehr. Hier in San Ho Kou sind vor drei Jahren die kopflose Leiche des Engländers Brooke, sowie die Leichen seiner ihn begleitenden Chinesen von den Lolos ausgeliefert worden. Ein einziger überlebender Chinese erzählte den Vorgang des Unglücks folgendermaßen. Brooke, der schon durch mehrere Stämme mit zuverlässigen Bürgen gereist war, machte eines Abends bei Regen und Schneegestöber Messungen auf einem Berg, als er sich plötzlich von seinem Bürgen, dem es wohl zu langweilig geworden war, verlassen sah. Statt diesem in das ihm schon befreundete und vertraute Gebiet nachzugehen, setzte er seine Reise von seinen Chinesen begleitet auf eigene Faust fort. Aber schon im nächsten Dorf stieß er auf Schwierigkeiten, einen Bürgen zu bekommen. Die dortigen Lolos liefen sogar alle plötzlich fort, da sie mit einem Fremden, der ohne Bürgen zu ihnen gekommen war, nichts zu tun haben wollen. Brooke ging trotzdem weiter und fand im folgenden Dorf einen hohen Häuptling, der auch gewillt war, ihm einen Bürgen zu stellen. Doch Brooke, dem die Verhandlungen wohl zu lange dauerten, und der nicht wieder den Lohn vor der vollbrachten Tat geben wollte, faßte den Fürsten vertraulich bei der Schulter, um ihn so zu überreden, erst mit ihm zu kommen. Der Lolofürst, der dem über sechs Fuß hohen, blonden Fremden schon überaus mißtrauisch gegenüber stand, verstand das falsch, zog sein Schwert und schlug nach Brooke, der mit einem Arm gerade noch den Schlag parierte. Im selben Augenblick hatte er aber auch mit der anderen Hand einen Revolver hervorgezogen und schoß den Häuptling durch den Kopf. Tot brach der zusammen. Von dem Augenblick an war Brooke verloren. Denn ein Schwarzknochen bleibt nicht ungerächt. Zwar ging er anfangs unbehelligt und so schnell wie möglich aus der Siedelung samt

seinen Chinesen heraus, nach kurzer Zeit aber war er plötzlich von allen Seiten von Lolos umzingelt. Noch einmal versuchte er mit den Leuten zu verhandeln. Diese gingen scheinbar auf seine Vorschläge ein und versprachen ihm einen Bürgen bis zur Grenze zu stellen, wenn er ihnen sein Gewehr überließe. Kaum aber hatten sie dies in Händen, als sie alle auf Brooke losstürzten und ihm mit Säbeln, Lanzen und Steinen zu Leibe rückten. Brooke flieht in ein Haus, und es gelingt ihm, noch mehrere Lolos mit der Pistole niederzuschießen, ehe er unter ihren Angriffen zusammenstürzt, worauf noch seine unglücklichen chinesischen Begleiter, Dolmetscher, Bediente und Träger bis auf einen, dem es zu entkommen gelang, niedergemacht werden.

San Ho Kou wimmelt von Lolos. Hier kaufen die in der Umgebung wohnenden, was sie brauchen: Schmuck, Tuch und Schnaps, soweit sie dies alles nicht selber herstellen, und Salz. Zu großen Gruppen sieht man sie in den Straßen und vor den Läden herumlungern, auf dem Rücken das Netz mit dem Maiskuchen, denn Reis essen sie nicht. Sie haben hier entschieden etwas Zigeunerhaftes, und die Chinesen, die unglaublich verächtlich von ihnen sprechen, behaupten, sie stählen wie die Elstern, und es ist auch nicht selten, daß man sie betrunken auf der Straße liegen sieht. Vor ungefähr 20 Jahren haben sie in einer Nacht die ganze Stadt in Brand gesteckt. Mapie, unser Bürge, verabschiedet sich hier nach wohlverdienter Belohnung samt seinen Hörigen mit tiefem Kniefall vor uns und stürmt dann mit ihnen unter lautem vergnügtem Rufen davon. Im Laufschrift sehen wir sie den Weg zurücknehmend, den wir eben gekommen sind und hinter einem Hügel verschwinden. Ein freies, glückliches Volk.

Am nächsten Tage gehen wir mit kleiner uns aufgezwungener militärischer Begleitung nach Ma Pien Ting, denn die Lolos, die auf chinesischem Gebiet sitzen und keine Verantwortung mehr für ihren Stamm und ihr Land kennen, stehen in schlechtem Ruf. Aber unangetastet kommen wir am zweiten Tage nach Ma Pien Ting. Hier ist das Erstaunen über uns und unsere Reise grenzenlos, und die Neugier und Dreistigkeit der zivilisierten Chinesen ist schlimmer, viel schlimmer als die der Barbaren.

Im Yamen des Magistrats, der sich über unser Erscheinen auf diesem Wege wohl besonders wunderte, erwartete uns noch eine interessante Bekanntschaft. Im Yamen sitzen nämlich etwa 30 Geiseln, von jedem Lolo-stamm eine. Als wir dem Magistrat den Gegenbesuch machten, wurden sie uns alle vorgezeigt. Aus einem dunklen Verließ, hinter einer vergitterten Tür, kamen sie heraus. Alte und Junge, starrend vor Schmutz, in zerlumpten Mänteln, mit grauer Gesichtsfarbe und zerfilzten Haaren, sahen sie zum Erschrecken aus. Welcher Unterschied zwischen diesen und den braungebrannten Lolos der Berge! Was hatten diese paar Jahre Gefangen-

schaft aus ihnen gemacht! Denn meist bleiben sie nur 1—2 Jahre, manche auch nur ganz kurze Monate, andere, wahrscheinlich alte, unbrauchbare, wohl auch bis zu 6 Jahren, dann werden sie von einem anderen Glied der Familie abgelöst. Diese Geisel ist verantwortlich für alle Übeltaten, die der Stamm anrichtet, und hat dafür aufzukommen oder den Übeltäter ausfindig zu machen. So regieren die Chinesen die Barbaren. Natürlich sind es alles Schwarzknochen. Breit und protzig saß der Magistrat auf erhöhtem Sitz auf buntblumigen Kissen und rauchte unausgesetzt mit großer Umständlichkeit aus seiner hellblauen Wasserpfeife. Neben ihm sollten wir Platz nehmen. Unten, auf den Steigen des gepflasterten Hofes, hatten sich alle Schwarzknochen schweigend im Kreise hingekauert. Einige ganz alte Männer mit runzligem Antlitz waren unter ihnen und zwei junge Knaben mit verquollenen Augen. Gesicht, Hände und Füße schwarz wie mit Ruß bedeckt, die Füße ungepflegt, mit langen krummen Nägeln wie bei wilden Tieren, die zu lange im Käfig gewesen. Und wie wilde Tiere sahen viele überhaupt aus, finster, böseartig. Manche Gesichter glichen halb dem eines Verbrechers, halb dem eines kühnen Welteroberers. Einer hatte den langgewachsenen Haarbüschel über der Stirn ganz lockig und helle Augen, dazu eine gewölbte Stirn und eine kühn gebogene Nase. Wie Indianer sehen manche aus. Einige sind abschreckend häßlich, aber ihre Züge sind ausdrucksvoll, verwitert und scharf geschnitten. Nie sieht man Ähnliches bei den glattgesichtigen Chinesen. Manche haben ihre Flöten mit in die Gefangenschaft gebracht, andere ihre Maultrommeln. Die Flötenspieler nehmen wir im Phonographen auf. Der interessiert sie sehr, und als wir ihnen das bei Pielu aufgenommene Kampflied vorspielen, erhellen sich aller Mienen. Nach beendeter Aufnahme werden sie von chinesischen Soldaten wie eine Herde wilder Tiere in ihr Verließ zurückgetrieben. Und manche reden noch laute Worte. Sie wollen mit uns Reisschnaps trinken gehen. Doch die schwere Tür schließt sich klirrend hinter ihnen.

Ein trauriger, unvergeßlicher Anblick.